

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

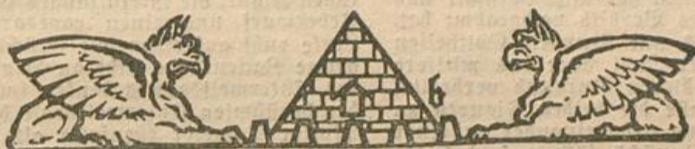
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

17.7.1927 (No. 29)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 29



17. Juli 1927

Otto Homburger / Neue Funde der Römerzeit in Karlsruher Umgebung.

Zahlreicher und bedeutender als in den Vorjahren sind heuer die Funde aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit, die in den Frühjahrsmonaten — im Zusammenhang mit der Behebung der Vandalität und der intensiveren Wiederaufnahme von Erdbewegungen — von verschiedenen Seiten der Peripherie Karlsruhes gemeldet worden sind und zumeist von dem Landesmuseum untersucht und geborgen werden konnten. Immer deutlicher zeigt es sich, wie stark dieses von Hauptverkehrsstraßen durchzogene, sonnige und windgeschützte Stück Ebene die von Westen vordringenden römischen Eroberer und keltischen Kolonisten zum Bleiben verlockt hat. Erinnerung sei zunächst an die von leicht ansteigendem Wiesengelände das Rheintal übersehende „Villa rustica“ beim Hedwigs Hof, die erst kürzlich von Professor Wulzinger erneut untersucht wurde und — nach den wenigen, aber charakteristischen Gefäßfunden zu schließen — schon am Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, also gleichzeitig mit dem Ausbau der die Berge entlang führenden Nord-Süd-Straße ausgebaut und bezogen worden ist; sollte es gelingen, den zweifellos nahe dabei angelegten Friedhof zu finden, vermöchten wir auf Grund der üblichen Grabbeigaben alsbald den Zeitraum der Bewirtschaftung und die Herkunft der Siedler zu übersehen. Recht aufschlussreich und überraschend war in dieser Hinsicht der Inhalt von römischen Brandgräbern, die vom Spätherbst des vorigen Jahres ab in der Pfingstniederung bei Bergshausen auf dem Grundstück des um die Vergung verdienten Ziegeleibesitzers Mathias Eber beim Lehmschnecken ange schnitten und von Oberpräparator Glutsich freigelegt wurden. Abgesehen von der ganz ungewöhnlich reichhaltigen Ausstattung eines Grabes mit den verschiedensten Formen und Formaten des damals, im 2. Jahrh. n. Chr., gebräuchlichen Stallaatgeschirres sind bemerkenswert die mit Darstellungen in Relief verzierten „Silberschüsseln“ aus der in Mittelgalien gelegenen Kunstöpferei von Lezoux, deren Export in das zu jener Zeit schon reich produzierende oberrheinische Germanien als Seltenheit anzusehen ist und dazu verlockt, die hier Bestatteten als nachträglich zugewanderte Gallier anzusehen; nicht minder überrascht die bei uns ungewöhnliche Anwendung rucklängiger Kurzföhrschrift auf einem der angeführten Gefäße, deren schwer zu entziffernde Züge einen Silenus als Verfertiger des interessanten Kulturdocumentes nennen; auch an einheimischer, mit der sog. Besenstrichverzierung gemusterten roheren Tonware fehlt es nicht, deren verschiedene Gattungen noch kaum beachtet worden sind und bei künftiger Verarbeitung manche Aufschlüsse über die verschiedenen Schichten der damaligen Bevölkerung des Landes zu geben vermögen.

An die letzten Jahrzehnte des 1. Jahrhunderts zurück führen uns die Funde aus einem andern römischen Urnenfriedhof, der westlich Ettlingen nahe dem längst vermuteten Schnittpunkt zweier römischer Wege bei der Kapelle St. Johann gelegen hat. Wie nachträglich bekannt wird, sollen dort in der nördlich der Kapelle gelegenen Sandgrube schon früher Tongefäße gefunden, aber zumeist achlos beiseite geworfen worden sein; dem Hausmeister an den Präpositurwerken Karg ist es zu verdanken, daß neuerdings gehobene Fundstücke verschiedener Art für die wissenschaftliche Verarbeitung und museale Aufstellung gereit werden konnten. Eine ausgezeichnete, mit reicher Blattornamentik verzierte Stallaatgeschüssel südgalischer Herkunft, die wie alle von dort stammenden keramischen Erzeugnisse durch Schönheit der Oberflächenbehandlung und Präzision der Formgebung sich auszeichnet, weist

auf die ersten Jahrzehnte der römischen Okkupation hin, während andere Formen von der Fortdauer der Besiedlung in den folgenden Jahrzehnten Zeugnis ablegen. Da mit einiger Sicherheit auf weitere Entdeckungen an dieser Stelle zu rechnen ist, werden wir bei späterer Gelegenheit ausführlicher auf die mit diesem Gräberfeld zusammenhängenden Fragen zurückkommen.

Mit besonderer Freude werden Archäologen und Heimatforscher die Nachricht aufnehmen, daß man in dem westlich Ettlingen gelegenen Tiefgestade, wo auf dem Grundstück der Gebrüder Kiefer 1911 reiche Funde aus der Keltenzeit gehoben und daneben römische Gräber freigelegt werden konnten, auf anschließende Teile des Friedhofes gestoßen ist (das Verdienst, die ersten Fundstücke geborgen und das Landesmuseum benachrichtigt zu haben, gebührt Wihl. König); auch hier versprechen weitere Grabungen, zu der die Gemeinde Amlingen in verständnisvoller Weise Arbeitskräfte gestellt hat, weitere wertvolle Ergebnisse.

Die Bedeutung der damals von Professor Rott geleiteten Ausgrabung, deren Resultate erstmalig im Römisch-Germanischen Korrespondenzblatt 1911 veröffentlicht worden sind, bezieht darin — worauf namentlich der frühverstorbene Barthels hingewiesen hat — daß hier auf rechtsrheinischem Boden unbestreitbare Zeugnisse einer römischen Besiedlung vorliegen, deren Anfang dem von dem Legaten Cn. Cornelius Clemens 74 n. Chr. unternommenen Vormarsch auf der Strecke Straburg-Kinzigtal-Rottweil und der damit eingeleiteten Okkupation des „Dekumatlandes“ um mindestens 20 Jahre vorangeht. Offenbar handelt es sich um einen Friedhof, der unmittelbar neben dem Bestattungsort der früheren keltischen Bewohner von der Besiedlung eines über den Rhein vorgeschobenen Forts angelegt worden ist. Da die reichen Beigaben der keltischen Körpergräber typologisch an den Anfang der La-Tène-Periode gehören, möchte man schließen, daß das Land längere Zeit, d. h. bis zur Anlage des Kastells unbewohnt geblieben ist. Dieser Annahme widersprechen in gewissem Sinn die Ergebnisse der neuesten Ausgrabung, stieß man doch auch im Bereich der römischen Brandgräber auf mehrere Skelette, von denen die Mehrzahl offenbar der Beigaben entbehrten, während in einem Fall eine römische, der Zeit um 50 v. Chr. angehörende Amphora dem Toten mitgegeben war. Es möge bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß in unserer Gegend aus den letzten zwei Jahrhunderten der vorchristlichen, d. h. vorrömischen Ära Zeugnisse einer Besiedlung — sei es von Kelten oder Germanen — fast völlig fehlen, und daß sich hier der Forschung noch Aufgaben darbieten, die nur allmählich, unter Beachtung auch der scheinbar unwesentlichsten Umstände, der Lösung näher geführt werden können.

Wie deutlich in der römischen Oberschicht Einschlüsse einer einheimischen Produktion sich geltend machen, haben — abgesehen von den oben angeführten keramischen Erzeugnissen — die Inhalte der Gräber gezeigt, die im Winter 1922/23 und weiterhin 1926 freigelegt wurden und einen Urnenfriedhof bilden, der auf der höchsten Stelle einer von der Alb umflossenen Halbinsel zwischen Grünwinkel und Darlanden am Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. angelegt und etwa 100 Jahre lang benutzt worden ist (vergl. „Pyramide“ vom 23. Dez. 1923). Die dazugehörige Siedlung, von der weitere Teile in der Gestalt von primitiven Wohngruben kürzlich freigelegt werden konnten, hat sich auf beiden Seiten des Flusses am Hochgestade ausgedehnt in einem Umkreis,

dessen Mittelpunkt heute die aus Grünwinkel hierher verlegte Kapelle bildet; nicht weit davon hat zweifellos die Römerstraße Basel-Rastatt-Heidelberg, deren Verlauf im Hardtwald auf weite Strecken festgelegt worden ist, den Fluß überschritten. Unsere vor Jahren ausgesprochene Vermutung, daß in der Nähe dieses Punktes die wichtigeren Bauten der Niederlassung anzunehmen seien, hat sich bestätigt, als vor einigen Wochen das Landesmuseum durch den Architekten Zippelius in dankenswerter Weise darauf aufmerksam gemacht wurde, daß in den Fundamenten von Neubauten, die von ihm nördlich der Kapelle aufgeführt werden, Teile einer Merkurstatue und eines mit Inschrift versehenen Altärechens gefunden worden seien, und als wenige Tage darauf die Maurer eine nicht ganz 1 Meter im Quadrat messende Steinplatte aufhoben, die auf der Vorderseite mit einem sitzenden, seiner Bedeutung nach zunächst rätselhaften Götterpaar geschmückt war. Ohne den Ergebnissen der Ausgrabung dieses „Tempelbezirks“ vorzugreifen, die in diesen Tagen auf Wunsch des Landesmuseums von dem Oberpfleger der vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler, Professor Wähle, geleitet und von Arbeitern des Städtischen Tiefbauamts ausgeführt wurde, soll hier, am Schlusse unseres Berichtes, einiges über dieses in religions- und kulturgeschichtlicher Hinsicht hochbedeutende Weihenort ausgeführt werden.

Der erste Eindruck nach der stilistischen Seite läßt die Hand eines provinziellen Bildhauers vermuten, der mit Sorgfalt und Hingabe ein künstlerisch höher stehendes Vorbild nachgeahmt hat, vielleicht eines der zahlreichen Reliefs mit sitzenden Gottheiten der Fruchtbarkeit, wie sie in so großer Zahl über das mittlere Gallien, vor allem die Gegend des späteren Burgund verbreitet waren. Wie aber sind in unserem Falle die beiden Figuren zu deuten, die in königlich strenger Haltung nebeneinander auf einer Bank thronend wiedergegeben sind? Zunächst fällt auf, daß die männliche Gottheit, die Vollbart trägt und mit einem bis zu den Knien reichenden Rock, Stiefeln, einem Lederpanzer (?) und auf der Schulter geknüpftem Mantel bekleidet ist, sich mit der Rechten speyerartig auf einen Hammer oder Schlegel stützt, dessen hoher Stiel nahe dem unteren Ende von einer Doppelaxtklinge gekreuzt wird. Solche Darstellungen des Gottes mit dem Hammer, der in Baden bisher überhaupt nicht aufgetreten ist, begegnen im südlichen und östlichen Gallien erstaunlich häufig, sowohl als Bronzestatuetten wie auf Steindenkmälern und haben von jeher aufs lebhafteste die Aufmerksamkeit der Archäologen auf sich gelenkt. Man glaubte in dem Hammergott jene äthionische, d. h. Erd- und Unterweltsgottheit zu erkennen, die von Caesar (de bello Gallico VI 18, 1) unter dem Namen des lateinischen Unterweltsgottes Dis pater (ditis pater = der reiche Gott, vergl. den Pluton der Griechen) als der Stammvater der Gallier angeführt wird, begegnet er doch in Begleitung des dreißpitzigen Höllenhundes und läßt sich doch der Hammer als Attribut von Hades oder Pluton mehrmals nachweisen. Die Tragfähigkeit dieser Hypothese schien erschütterter zu sein, als man durch einen glücklichen Zufall in Saarburg — Mitte der 90er Jahre — auf ein Bild des stehenden Hammergottes und einer weiblichen Begleiterin stieß, dessen Weiblichkeitschrift mit den Worten: Deo Succello hegann; danach war der Name des Gottes Succellus, ein Wort, das als keltisch angesehen und übersetzt werden kann: „der einen guten Hammer führt“. Nun tauchten Zweifel auf, ob der Gott, dem auf zahlreichen Bildwerken überdies ein Napf (Weingefäß?), Sichel, Winzermesser oder ein Hund beigegeben sind und dessen Begleiterin Mantosvelta auf zwei Saarburger Bildwerken mit einem Bienenhaus dargestellt ist, wirklich mit dem Caesarschen Dispater, dem Unter-

weltsgott der Römer, in Beziehung gesetzt werden dürfe. Wie unberechtigt diese, auch neuerdings von französischer Seite lebhaft aufgegriffenen Bedenken sind, zeigt unser neu aufgefundenes Relief, das erste derartige Denkmal, auf dem beide Figuren Kronen tragen und dadurch nach klassisch-antiken Brauch einwandfrei als Herrscher der Unterwelt charakterisiert werden. So wird man entweder in Succellus den keltischen Namen für Dispater erkennen dürfen oder annehmen müssen, daß es sich hier nur um einen untergeordneten Begriff von lokaler Bedeutung handelt, der noch von einigen, nicht zahlreichen Weiblichkeitschriften her bekannt ist (vergl. Drexels grundlegende Zusammenfassung über „Götterverehrung im römischen Germanien“, Berichte der Röm.-German. Kommission 1922). Eine Schwierigkeit bildet allerdings die Erklärung des Doppelbeiles (Rabrys) unten am Stiel des Hammers, das — ein in der keltisch-mythenischen Kunst häufig vorkommendes Abzeichen oder Motiv — die Deutung als Symbol des Blutes nahelegt, woraus zu folgern wäre, daß der Hammer, wie entsprechend das Attribut des germanischen Thor oder zuvor der Steinhammer der Neolithik, als Hinweis auf den über Blitz und Donner verfügenden Himmels-gott aufzufassen ist. In dieser Doppelrolle liegt noch ein religionsgeschichtliches Rätsel, durch dessen mögliche Lösung unser Denkmal eine besondere Bedeutung erhalten wird.

Geringere Schwierigkeiten stellt die Erklärung der weiblichen Figur, die in ein langes Gewand mit in Potteln endigendem Ueberwurf und einen capesartigen Mantel gekleidet ist; ihre Anke ruht auf einer mit Früchten gefüllten Schale. Die diademartige Kadentkronen läßt an Proserpina oder Kora, die Gemahlin des Unterweltsgottes denken (man vergleiche die Darstellung auf der berühmten Unterweltvasse des Landesmuseums), die wie ihre Mutter Demeter ebenfalls als Göttin der Fruchtbarkeit verehrt wurde; Weiblichkeitschriften an Dispater und Proserpina beweisen, daß eine solche Deutung durchaus gerechtfertigt wäre. Eine andere Benennung aber dürfte doch der Wahrheit noch näher kommen; ziehen wir nämlich in Betracht, daß ein in Sulzbach bei Ettlingen gefundenes Relief eines sitzenden Götterpaares, auf dem die weibliche Figur ebenfalls eine Schale mit Früchten hält, laut Inschrift den Göttern Hecurea und Dispater geweiht wurde, daß ferner drüben in Cannstatt und in Rottenburg mehrfach eine mit gleichem Attribut ausgestattete Göttin namens Hecurea begegnet, so ist der Schluß berechtigt: auch die Karlsruher Platte zeigt Dispater in Begleitung dieser weiblichen Genossin, eine Zusammenstellung, die übrigens noch durch weitere Inschriften beglaubigt ist und auf dem Wandgemälde eines bei Rom errichteten Grabmonumentes wiederkehrt. Die Frage, ob ihr Name im Sinne der Volksetymologie als Aere Cura, die Götterschaffende, oder als Hera kyria = Hera regina zu interpretieren ist, oder ob der Name der Todesgöttin Kore oder Kora darin steckt, soll hier nicht behandelt werden, man möchte aber, belehrt durch die in unserem Gebiet vorkommenden Bildwerke der letztangeführten Erklärung zuneigen. In jedem Falle gibt das neugefundene Relief weitere Aufschlüsse über die so schwierigen und verwickelten Fragen, die das Gebiet der keltischen Religion, die Interpretation, d. h. Auslegung der keltischen Götter durch die Römer und die bildmächtige Gestaltung dieser so entstehenden religiösen Begriffe durch provinzialrömische Bildhauer stellen. Und weiterhin liefert es einen Beitrag zu dem Problem der Verpflanzung solcher Gottheiten in das römische Germanien und trägt dazu bei, das noch überaus unklare Bild der ethnologischen Konstellation und der kulturellen Strömungen auf helmischem Boden in den ersten Jahrhunderten unserer Aera aufzuklären.

Karl Preisendanz / Ein alter Volksbrauch aus Neuthard.

Wenn der ehemalige Pfarrer Hammer von Neuthard bei Bruchsal in einem Brief an den Karlsruher Residenten Laubis über einen skandalösen Vorgang berichtet, der sich am 16. September 1869 in diesem Dorf gelegentlich einer Glockenweihe abgespielt hatte, so scheint es sich dabei um eine Ausübung alten Volksbrauches zu handeln, der wohl nicht nur in Neuthard zu Hause war, doch offenbar nur spärlich berichtet wird. Denn weder kennen oder erwähnen ihn die volkstunlichen Werke und Bücher, die altertümliche Volksbräuche unserer Gegend sammeln, noch findet sich der wohlbedeutende Terminus technicus für die hier zu besprechende Sitte oder Unsitte in den Spezialwörterbüchern der süddeutschen Dialekte; und auch Grimm kennt ihn nicht. Es wäre schon wertvoll für die Kenntnis badischer Volksbräuche, wenn die Veröffentlichung des Hammerschen Briefes vom 16. Januar 1870 — er gehört jetzt der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe, Handschrift 203,2 — dazu beitrüge, weitere Belege für den Brauch zu beibringen, der doch gewiß auch in anderen Dörfern der Gegend um Bruchsal bekannt und gelegentlich ausgeübt war. Das Schreiben des Pfarrers Ph. Hammer lautet:

„Zuerst muß ich eines nach Tradition beim jährlichen Umgang an der Gemarkungsgrenze ähnlichen Brauches erwähnen: es war üblich, alle Jahre die Gemarkungsgrenze zu begehen. Zu diesem jährlichen Umgang wurden die Schulknaben mitgenommen, und da, wo ein Grenzstein war, ein Knabe mit seinem Hinterquartier hart daraufgestoßen (gestühärschelt) zur Erinnerung: daß dieser Stein ein Grenz- und Gemarkungsstein sei, und bisher die Gemarkungsgrenze gehe.“

Nun zur Sache: Auf dem hiesigen Kirchthurm waren 3 Glocken. Kurze Zeit aufeinander ist zuerst die größere, dann die mittlere

Glocke zersprungen und zum Läuten unbrauchbar. Die politische Gemeinde hat mit dem Glockengießer Hamm in Kaiserslautern zur Vierung 3 neuer Glocken einen Vertrag abgeschlossen. Diese 3 neuen Glocken kamen per Eisenbahn am 16. September v. J. in Bruchsal an, und wurden per Wagen nach Neuthard geführt. Beim Eintritte im Orte Neuthard ist das 1. Wirtshaus zum Ritter, wo sich eine Menge von Menschen versammelt hatte. Hier wurde zum erstenmale Halt gemacht, der Jugend und andern Deuten Wein und Brod verabreicht, und zur Erinnerung der neuen Glocken gekostet, vulgo gestühärschelt; ja es wurde mit dem Stühärscheln so weit gegangen, daß man erwachsenen Weibspersonen Röcke und Hemden aufhob, fren in die Höhe bis zu den Glocken empor gehoben, und das entblößte Hinterquartier an den Glocken anstieß, nach dem Volksausdrucke gestühärschelt.

Unter diesen erwachsenen Personen die gestühärschelt wurden, gehört die Tochter des Ritterwirths circa 17—18 Jahre alt: Ritterwirth, der mit einem Barthel (großer steinener Krug) voll Wein aus dem Keller kam, und diesen Scandal mit seiner Tochter sah, war so entrüstet, daß er der betreffenden Mannsperson den Barthel mit Wein an seinem Kopf zerschlug. Von da ging der Zug zum Engel und von da zur Krone, wo gleichfalls ein Trunk mit Brod verabreicht, aber nicht gestühärschelt wurde.

Dieses geschah im Jahre der Cultur und Civilisation 18. September 1869.

Es waren gerade an diesem Tage viele Auswärtige anderer Confession hier, und so wurde diese provane Glockeneinweihung gleich von Ort zu Ort getragen.

Hochachtungsvoll etc.
ergebenster Ph. Hammer, Pfr.“

Für die Neutharder Dorfbewohner von 1800 hat es sich bei der Praxis des „Stühärscheln“ sehr vermutlich um eine grobe Volksbelustigung gehandelt; daß irgend einer die ursprüngliche Bedeutung des Brauches noch verstand oder auch nur entfernt ahnte, wird man schwerlich annehmen dürfen. Daß die „unanständige Gebärde“, das Entblößen des Hinterteils und anderer sonst schamhaft zu verhüllender Körperteile den abergläubischen Sinn der Nebelabwehr hatte und oft noch heute in südlichen Ländern hat, das war den Neuthardern wohl unbekannt; wohl aber werden ihre Vorfahren in sehr früher Zeit davon gewußt haben. Das „Stühärscheln“ auf den Gemarkungssteinen sollte dem in ihren Grenzen gelegenen Land Schaden, Wetter, Mißwachs, Ungezieser fernhalten; den gleichen übelabwehrenden Zweck verfolgte die obzöne Handlung über der neuen Glocke, die an sich schon die magische Kraft

besaß, mit ihrem Metallklang angehende böse Geister fernzuhalten und zu verschrecken. Durch das „Stühärscheln“ gar mit einem weißlichen Medium konnte diese Macht nur verstärkt werden. Daß aber diesen Sinn im Unsinn der Ritterwelt nicht zu würdigen wußte, zeigt sein energisches Vorgehen deutlich genug, und auch der berichtende Geistliche scheint den abergläubischen Brauch nicht verstanden zu haben; wenigstens verrät das keine Andeutung in seinem Brief. Als Seelsorger und Christ konnte er selbst den Unfug nur verdammen und als Beweis von Unkultur verurteilen. Aber sein sachliches Referat hat uns immerhin einen schönen Beleg für einen Volksbrauch erhalten, der gewiß in seinen Ursprüngen in frühe und früheste Zeiten zurückgeht und der seine Parallelen unmittelbar in der antiken Teufeldämonie suchen und finden kann.

Margarete Wittmers / Verglufft.

Frisch wie ein Bergquell ist die Luft hier oben
und stark und würzig wie ein edler Wein,
wie der von goldnem Fingerglanz umwoben
und doch wie jener silberklar und rein.

Heut streichelt sie mit leisem Liebesklange
die stille Wiese, die versonnen lauscht,
stürzt morgen sich mit brausendem Gesange
ins Meer der Wälder, daß es wogt und rauscht.

Und wie in einer kühlen blauen Schale,
auf deren Grund das Gold des Mondes blinkt,
ruht sie im Abendhimmel überm Tale,
wenn süß der letzte Glockenton verflücht.

Elfriede Vogel / Das Haus.

Lang bevor Raimund Bachhuber von seinem Schicksal vernichtet wurde, war der Gedanke in ihn gesät worden, der im Grunde der alleinige Träger und Bollender seines Unglücks war. Als Raimund als jüngster Sohn eines wohlhabenden Bauern die Universität beziehen sollte und, stolz auf künftige Würden, von seinem ältesten Bruder und späteren Hofbesitzer Abschied nahm, klopfte ihm dieser herablassend auf die Schulter und lachte breit im Bewußtsein seiner Erstgeburt: „Dein Studium gönne ich dir und wolle nicht mit dir tauschen. Der eigene Grund und Boden ist mir mehr wert als deine Federsucherei.“ Damals war das Wort unbeachtet an seinem Bewußtsein vorbeigeglitten, und sein Sinn hatte ihn nicht getroffen während der frohen Studienzeit und auch nicht während der 20 ersten Jahre seines Berufes. Er hatte den Besitz des väterlichen Hofes nie seinem Bruder geneidet. Er fühlte sich wohl als Professor in einer kleinen Stadt, war ein guter Gatte und zärtlicher Vater und lebte ein bescheiden bürgerliches und behagliches Dasein. Da wollte es sein Schicksal, daß das Erberinnern seiner sechsten und landbesitzenden Vorfahren in ihm aufzuckte, zunächst funkenhaft verflohen, dann wie ein stetig glühender Span und schließlich in hellen Flammen aufschlag und jenes Feuer einleitete, mit dem sein Leben endete.

Es kam in den Jahren nach dem großen Kriege, in denen die Gemeinden tätige Hilfe leisteten, ihren Bürgern Wohnungen zu schaffen, und zahlreiche schmucke Siedlungshäuser aus dem Boden wuchsen, gelegentlich vor, daß Professor Bachhuber nachdenklich den Bau eines Hauses verfolgte, auf täglichen Spaziergängen das Anwachsen von den Grundmauern bis zum Dachstuhl beobachtete, und ab und zu dem Wunsche, selbst Besitzer eigenen Grundes und Bodens zu sein, Ausdruck verlieh. Wie aber mancher Wunsch im Laufe des Lebens ausgesprochen wird, ohne Beachtung und Nachwirkung zu finden, da die Wirklichkeit die Menschen lehrt, in ihren Ansprüchen, Wünschen und Hoffnungen bescheiden zu werden, so hatten diese wiederkehrenden Worte auf seine Frau und andere Hörer keine andere Wirkung als der Ausruf eines Kindes, das sich ein Auto wünscht. Man lächelt, man bedauert achselzuckend, daß es eben nicht sein soll, und denkt an andere Dinge, die im Umkreise der Erreichbarkeit stehen.

Um so bestürzter war daher Frau Christine, als ihr Mann eines Abends nach genossenem Abendbrote ihr erklärte: „Christel, im Frühjahr fange ich an zu bauen.“ — Die gute Frau glaubte zunächst, ihr Gatte scherze mit ihr. Als der Professor merkte, daß seine feierliche Eröffnung keinen weiteren Eindruck hervorrief, als daß Frau Christine meinte, warum erst im Frühjahr, Kartenhäuser könne man immer bauen, und um andere zu errichten, müsse er erst das große Los gewonnen haben, sagte er bedeutungsvoll ihre Hand, blickte ihr betuernd in die Augen und wiederholte in diesem Ernste: „Christel, wir bauen uns tatsächlich im Frühjahr ein Häuschen!“ — „Unsinn!“ erwiderte die Frau und sah ihn zweifelnd an. „Aber, liebes Kind, ganz bestimmt!“ bestärkte der Gatte seine Worte. „Wo willst du das Geld hernehmen?“ zweifelte Christine und suchte zu ergründen, ob ihr Mann spaße oder im Fieber rede. „Das Geld gibt mir die Gemeinde und Valentin Schürmer leiht mir den Rest!“ — „Du willst mit Schulden ein Haus bauen?“ — „Warum nicht? Die Schulden sind gedeckt durch den Wert des Anwesens und lassen sich durch den Ertrag eines Stodwerkes Miete in wenig Jahren abtragen. Dann gehst du das Haus mit.“ — „Raimund, wer hat dir das Haus aufgeschwätzt?“ — „Niemand, ich selbst will bauen. Es ist das einzige Richtige, was

ich tun kann. Andere kaufen sich Motorräder, machen im Sommer große Reisen und genießen ihr Leben. Ich lebe einfach und bescheiden und will nichts als ein eigenes Häusel.“ — „Denkst du auch daran, daß Bernhard an Ostern sein Abitur macht und dann die Universität beziehen muß?“ — „Das wird sich schon machen. Der Junge soll sich einteilen. Dafür gehört ihm dann später einmal auch das Haus.“ — „Aber du weißt ja gar nicht, ob er je in seinem Leben hierher zu wohnen kommt.“ — „Dann läßt er sich später hierher versehen. Das läßt sich schon einrichten.“ — „Aber —“ da schnitt Raimund Bachhuber mit heftiger Gebärde ihr das Wort ab und sagte mit einer an ihm sonst ungewohnten Schärfe: „Ich will bauen! Das geht niemand etwas an! Versteht du! Ich baue.“

Seit jener Stunde spielte sich in der Familie Bachhuber ein hartnäckiger und leidenschaftlicher Kampf ab, ob gebaut werden solle oder nicht. Der häusliche Friede war geschwunden, das zärtliche Verhältnis zwischen Mann und Frau war zerrissen. Bernhard, der Oberprimaner, stellte sich auf Seiten der Mutter, die ganze Verwandtschaft wehrte sich gegen die Baupläne des Professors, indes dieser bereits die letzten Verhandlungen vollendete, das Gelände auswählte und die Grenzen abstecken ließ. Es wurde gebaut.

Mit einem bisher an ihm nie offenbar gewordenen Starrsinn hatte Bachhuber sich in den Gedanken, er müsse eigenen Grund und Boden und ein eigenes Dach haben, verkrampft. Er machte auch in seinem Wesen eine unverkennbare Wandlung durch. Er war zu Hause wortkarg und verstimmt, weil ihn der zähe Widerstand der Seinen verdross, wurde beim geringsten Anlaß maßlos heftig und geriet geradezu in Raserei, wenn die strittige Rede auf das Haus kam. Es fehlte einige Male nicht mehr viel dazu, daß er handgreiflich gegen Weib und Sohn vorgegangen wäre.

Ostern kam heran. Bernhard bestand sein Abitur und bezog die Universität. Auf dem Baugelände waren die Grundmauern bereits erstanden. Jeden Tag verbrachte der Professor einen großen Teil seiner freien Zeit auf dem Bauplatz und betrachtete mit ungeduldiger Freude das Emporwachsen seines Hauses. Im Städtchen nahm man das Unternehmen des Professors mit geteilten Ansichten auf. Einige lächelten über den „Baufoller“ Bachhubers, wie die losen Mäuler der Schüler den Hausbau ihres „Alten“ respektlos nannten, andere — und das war die Mehrheit — empfanden sich teils aus Neid, teils aus kluger Einsicht über den Reichtum des Mannes, der auf einem Abgrund baute und nicht ahnte, daß dieses Haus imstande sein könnte, ihn und seine Familie zu verschlingen. Nur ein Mensch hatte das Urteil über Raimund in verfühlichem, aber nicht besorgnislosem Sinn gewandelt: Frau Christine. Sie war des Kampfes, der ihr häusliches Glück fruchtlos zerrüttet hatte, müde geworden und hatte es aufgegeben, gegen die Bauabsichten weiterhin vorzugehen. In stiller Ergebenheit ließ sie das endliche, ihr unabwendbar und furchtbar erscheinende Schicksal herankommen und tat nur, was in ihren Kräften stand, um sein Hereinbrechen so lange als möglich hinauszuzchieben. Sie teilte das Wirtschaftsgeld, das ihr Mann ihr aushändigte, sorgfältig ein und versorgte Bernhard gewissenhaft mit allem, was dem jungen, strebsamen, aber körperlich zarten Studenten nottat.

Indessen hoben sich die Mauern rasch aus der Erde und wuchsen mit jedem Tage höher, Fenster, Türen und Treppen fügten sich ein, und in den letzten Septembertagen wurde das Dach gedeckt. Raimund betrieb mit krankhafter Erregung die Vollendung des Anwesens, das er vor Winterbeginn schon beziehen wollte. Mitte

November war die Arbeit soweit gediehen, daß der Umzug stattfinden konnte. Am 1. Oktober aber geschah es zum ersten Male, daß Professor Bachhuber einen Teil des Haushaltungsgeldes zurückbehielt, um notwendige Ergänzungen der Innenausstattung des Hauses zu beschaffen. Vergeblich suchte Frau Christine ihm die Notwendigkeit des Zuschusses für Bernhard vorzustellen. Der Professor erwiderte barsch, der Junge solle beizeiten sich einzuteilen lernen, er solle mit Stundengeben die fehlende Summe einzubringen suchen; es sei Zeit, daß Bernhard merke, daß das Geld nicht schneller zum Fenster hereinfliege, als es hinausgeworfen werde, und legte in einem väterlich ermahnen, aber auch unbegreiflich strengen Briefe diese Ansichten seinem Sohne dar. Bernhard, in seinem ganzen Wesen nachgiebiger und weicher als sein Vater, bemühte sich, dem Gebote seines Vaters zu entsprechen, qualte sich in der kollegialen Zeit mit unbegabten, widerpenstigen Stundenschülern und ging nachts seinen eigenen Studien nach. So brachte ihn der Hausbau seines Vaters um alle Freuden studentischen Lebens und jugendliche Sorglosigkeit.

Das Weihnachtsfest im neuen eigenen Hause verdeckte nur mangelhaft die Sorgenfülle, die im Herzen von Mutter und Sohn aufgespeichert war. Geschenkt wurde nichts, das hatte Bachhuber von vornherein erklärt. Das Weihnachtsgeld für die ganze Familie sei das eigene Haus, bei welchem Worte Frau Christel nicht umhin konnte, das Wort „eigen“ mit höhnischer Bitterkeit im Munde zu umleiden. Einiges, aber nicht ungekrümbtes Glück brachte ihr der Ferienbesuch Bernhards, der müde, abgepaunt und gesundheitslich nicht auf der Höhe zu sein schien. Der Professor selbst hatte keinen Blick für den besorgniserregenden Zustand seines Sohnes. Er zeigte Bernhard mit Stolz das ganze Anwesen und konnte nicht genug die Vorzüge der baulichen Anlage und der landschaftlichen Belegenheit rühmen, so wie er sich nicht genug tun konnte in schulmeisterlicher Ermahnung, das Seine dazu zu tun, daß das Haus bald schuldenfrei werden könne. Er malte ihm das Glück späteren Besitzertums in den lockendsten Farben aus. Bernhard war zu abgearbeitet und müde, um seinen feherischen Zweifeln Ausdruck zu geben, und reiste in den ersten Jannartagen ab, um seinen Stundekindern und Studien obzuliegen. Im Herzen der Mutter aber blieb eine angstvolle Sorge zurück, wie ihr Einziger den Anstrengungen doppelter Arbeit gewachsen sein werde. Spärliche Nachrichten liefen ein und ließen nicht Trostvolles zwischen den Zeilen herauslesen. Sie sparte und knauferte mit dem tara zubemessenen Wirtschaftsgeld — Bachhuber fand jeden Monat neue Notwendigkeiten, die erworben werden mußten zur Vervollkommnung des Hauses — um dem fernen Jungen das Leben zu erleichtern.

Unheilvolle Vorstellungen prallten an ihrem Gatten spurlos ab. Es lag wie eine fremde Macht über Bachhuber, die ihn für natürliches Empfinden unempfindlich und stumpf machte. Seit der Dämon seines Bauernblutes in ihm Herrschaft gewonnen hatte, war er für jede andere Regung abgestorben. Es war in ihm zur fixen Idee geworden, ein Haus zu besitzen, und zwar ein Haus, das in jeder Hinsicht bewundert werden sollte. Man hätte nur denken sollen, daß der Professor, nachdem sein Traum vom eigenen Haus Wirklichkeit geworden war, der glücklichste Mensch der Welt gewesen wäre. Wie es sich aber oft zeigt, daß Hoffnung und Sehnsucht beglückender sind als die endliche Erfüllung, so fand Raimund Bachhuber nunmehr mancherlei Unliebsames, was ihm den Besitz trübte. Schuldenzinsen und Grundsteuern spannen seine Vermögenskraft in ein graues Netz ein, das er vergeblich nicht zu lösen sich mühte. Zudem bedrückte ihn, dem im Grunde warmherzigen Menschen, den sein Schicksal zum Opfer eines unverrückbaren und hartnäckig vorherrschenden Gedankens gemacht hatte, die sichtbare Sorge seiner Frau, deren Wesen sich immer bestimmter vor ihm verschloß und von geheimem Groll und feindseliger Abneigung erfüllt zu sein schien. Es gab Augenblicke, in denen er den Wahnsinn seines Unternehmens selbst ahnte, und in denen sein natürliches Gefühl über den ererbten Trieb zur eigenen

Scholle und zum eigenen Dach die Uebermacht hatte, so daß er sein Weib und Bernhard um Verzeihung und Nachsicht mit ihm hätte bitten mögen, aber er schwieg, da diese Augenblicke zu kurz waren, als daß seine scheinbaren Regungen zum Entschlusse hätten reifen mögen. Er fühlte dann selbst, daß etwas Mächtiges, Unheilvolles in ihm wirkte und einen Zwang auf ihn ausübte, dem zu entrinnen er sich ohnmächtig empfand. Und dieser ererbte Trieb legte ihm die Maske an und prekte sie so fest in sein lebendiges Fleisch, daß er selbst eins wurde mit dem, was ihm aus unerklärlicher Ursache aufgezwungen wurde, und nicht mehr spürte, daß eine dämonische blutliche Ueberlieferung sein Menschentum vergewaltigte.

Frau Christine litt indes im Tiefsten um ihres Sohnes willen, den sie in ununterbrochener Arbeit und im Kampf mit seiner körperlichen Schwäche suchte. Je tiefer sie aber litt, um so heftiger erwich in ihr ein unüberwindlicher Haß gegen das Haus, auf welches sie alle Schuld an den unglückseligen Verhältnissen wälzte. Das Haus wurde ihr der Dämon, der ihres Gatten klaren Blick verwirrt und beherzt hatte, das Haus war der Bürger, der ihrem einzigen Kinde die Haut um die Kehle legte, das Haus wurde ihr zum Anbegriff des Feindseligen und Verderblichen. Es lag auf ihr wie die Schwüle eines Gewitterabends, in dem die Natur den Atem anhält und angstvoll wartet, welches Opfer die Naturgewalt sich aufersehen habe, um es mit flammender Faust niederzuschlagen. Daß der Augenblick kommen werde, in dem der Schlag herniederzuden müsse, schien ihr über allem Zweifel zu stehen. Und dieser vorgeahnte Schlag fiel und zerschmetterte alles.

Es war an einem Märzabend. Die Luft war noch rau und Schnee und Regen mischten sich zu grauweiß rieselnder Masse. Frau Christine saß im Wohnzimmer und besserte Wäsche für Bernhard aus. Der Professor weilte in seinem Zimmer und korrigierte Hefte. Wehmütig gedachte die Frau der früheren Jahre, in denen ein Raum sich um die beiden Gatten geschlossen hatte und eine trauliche Gemütlichkeit aus den Wänden geströmt war. Dieses Haus würde ihr nie behaglich werden. Draußen ging die Klingel. Sie legte die Wäsche zur Seite und ging, um zu öffnen, innerlich erstaunt, wer zu dieser Stunde und bei diesem Wetter vorprechen wolle. Eine hochaufgeschossene Gestalt im tiefendnassen Mantel wandte ihr entgegen. Sie schrie auf, als sie in das fiebernde Antlitz Bernhards blickte. Sie schleppte den völlig Erschöpften, der sich schwer auf sie stützte, ins Zimmer, sie brachte den Jungen ins Bett. Die Hilfe des Vaters wies sie zurück. In der ersten Aufregung und Bestürzung warf sie dem Gatten böse Worte ins Gesicht und maß ihm alle Schuld an dem völligen Zusammenbruch des Sohnes zu. Schweigend hatte der Professor ihren Schmerz- und Schmerzaußbruch über sich ergehen lassen. Nun kamen angstvolle Tage, in denen die Mutter um das Leben ihres Kindes rang. Nach drei Tagen war sie unterlegen. Das Haus hatte sein Opfer. In unheimlicher Starrheit brütete Christine am Totenbett Bernhards vor sich hin. Alle Träume der letzten Monate, in denen ihre aufgereizten Nerven ihr das Haus als den Verderber ihres Glückes, in angstvoll zurückgewiesener Vorahnung als Bürger ihres Kindes gezeigt hatten, trieben in ihr ein unheimliches Spiel. Teilnahmslos nahm sie die Ankunft des Leichengefolges und die Beileidbezeugungen entgegen. Ihr Blick war von unergründlichem Ausdruck und schillerte bisweilen unheimlich, tierhaft, bösarig.

In der Nacht nach der Beerdigung brannte das ganze Anwesen des Professors vom Dachstuhl bis zum Keller nieder. Frau Christine konnte nur als verlohnte Leiche geborgen werden. Raimund Bachhuber entsagte auf unerklärliche Weise dem Tode. Als am Morgen die bestürzten Gläubiger die Brandstätte des unversicherten Gebäudes besichtigten wollten, fanden sie den unglücklichen Schuldner auf dem rauchenden Schutthaufen. Er bemerkte ihr Kommen nicht. In den Händen hielt er einen geschwärzten Ziegel und streichelte ihn mit rührender Zärtlichkeit und unverständlichem Murmeln, aus dem einige Umstehende die Worte „Mein Haus“, andere „Mein Kind“ heraus hören wollten.

Josef Schanderl / Zwei Gedichte.

(Aus dem Band: Krone.)

Pappel im Strahl.

Ein stilles Wiesental
von Schwalben überflogen;
die Wetter sind verzogen —
ein frischer Sonnenstrahl
befällt mit einemmal
die feuchte Blätterfülle
der Pappel über'm Bach.

Sie zittert tausendfach,
noch träumerisch verwirrt:
er küßt ihr unbeirrt

die glänzenden Glieder wach.
Sie zuckt und blüht ihn an,
von Küßen übersprüht,
und windet sich und schimmert,
im Innersten erglüht —
nun stuten die Küsse ohne Zahl
hinum und ohne Wahl.
Sie bietet, kaum bewußt,
die hellen Herrlichkeiten:
so heiß die Küsse gleiten,
so funkelt sie vor Lust.

Amstel im Laub.

Zweige leb ich auf und nieder wehen,
immer sinken, immer auferstehen.
Schwarz die Amstel hin und wider schlüpft.
Im Geblättern scherzen Lichter und Schatten —
in mir spielen Sehnsucht und Ermatten

durcheinander, wunderbar geklüpft,
wiegen sich, von jedem Hauch zu lenken,
und mein Herz wird federleicht beschwingt:
kann ich's nur der Amstel schenken,
die im Schankeln es vermag.